

Aktualisierte Ausgabe August 2015

Aktuelle Lage im Nahen Osten und in Nordafrika

„Die Situation der Christen im Mittleren Osten ist düster“, so das Fazit von Dr. Owe Boersma, nach einer Reise in die Region. Er ist seit 2008 als Referent im EMW zuständig für den Mittleren Osten und Afrika.

Unabhängig von dem Krieg sei schon länger eine schleichende Veränderung zu beobachten, berichtet Boersma. „Die Christen wandern ab und vor allem gut ausgebildete Familien, die ihren Kindern eine Zukunft geben wollen, verlassen die Region.“ Zwar haben kirchenleitende Personen versucht, den Exodus zu stoppen, doch die Zahl der Christen im Heiligen Lande nimmt ab. Ehemals „christliche“ Orte wie Nazareth und Bethlehem sind inzwischen mehrheitlich muslimisch und auch Jerusalem wird entchristianisiert, da es auch christlichen Palästinensern wegen der Genehmigungsbedingungen fast unmöglich ist, für Ehepartner, die nicht aus Jerusalem sind, Aufenthaltsgenehmigungen zu erhalten.

Impressum:
Das DOSSIER ist ein aktueller Newsletter, der mehrfach im Jahr erscheint.
Redaktion: Freddy Dutz (verantw.)
Layout: Birgit Regge
Hrsg.: Christoph Anders (EMW)

Auch aus Ägypten, dem Libanon, und noch dramatischer aus Syrien und dem Irak, ziehen Christinnen und Christen weg; Zweidrittel der Christen aus dem Irak sind bereits emigriert.

Katastrophal für die Lage der Christen sind die Angriffe des sogenannten „Islamischen Staats (IS)“. Die Zerstörung von Klöstern und Kirchen durch die Islamisten oder die Entweihung des Grabes des Profeten Jona in Nord-Irak sind Ausdruck einer aggressiv zugespitzten Interpretation des Islams.

Die Rolle des Westens

Die Medien, aber auch die Kirchen in Westen, sind hinter den Fakten hergerannt und ließen sich während des Arabischen Frühlings blenden von den atemberaubenden Geschehnissen in Tunesien, Ägypten, Bahrain oder im Jemen, die als Reaktionen auf die reaktionären Regime – vor allem in Saudi-Arabien, Bahrain, den Golfstaaten – gedeutet wurden. Die Revolutionen, die zum Ende der jeweiligen Regime führten, boten jedoch keinen Nährboden für eine neue demokratische Zukunft im Mittleren Osten und Nordafrika. Das Gegenteil scheint der Fall zu: In Libyen und Syrien herrscht heute die Anarchie.

Die Rolle, die der Westen bei diesen Entwicklungen gespielt hat, war nicht immer hilfreich und oft genug kontraproduktiv: Kolonialen Konstrukte – sei es, die Absicht, im Irak (Kurden, Sunniten, Schiiten) drei gesellschaftliche Gruppen, die in der Vergangenheit immer separat verwaltet wurden, zu vereinen, oder die französische „Erfindung“, den Libanon von Syrien zu trennen und als mehrheitlich christlichen Staat zu etablieren – sind ebenso gescheitert, wie der Plan, den Israel-Palästina-Konflikt schnell zu einer Lösung zu führen.

Die Destabilisierung im Irak und in Libyen wurde entscheidend mitgeprägt durch kontroverse Interventionen verschiedener Staaten. Es war noch nie eine gute Idee, lokale und regionale Verhältnisse durch externes Eingreifen zu „richten“. Entscheidend aber war die westliche Unentschlossenheit und strategische Unfähigkeit, für Syrien überhaupt Lösungsansätze zu finden. Wo zuerst ein amerikanischer Angriff angedroht wurde, um die gewählte Regierung abzuschaffen, gibt es nun einen neuen Feind, den IS. Nun kämpft ein Bündnis vieler an der Seite der Kurden und damit indirekt mit Präsident Bashar Assad gegen die Fundamentalisten von IS, deren Bedeutung innerhalb eines Jahres an die Stelle der al-Qaeda getreten waren.

Rolle der Kirchen

Auch die Kirchen ringen um ihre Positionen, sowohl im Mittleren Osten als auch bei uns. Der regionale Christenrat, *Middle East Council of Churches (MECC)*, war 2009 unter koptischer Führung in eine interne Krise geraten. Nun ist die Institution wieder arbeitsfähig: Auf Initiative der mittelöstlichen Kirchen wurde eigenständig eine Vollversammlung und mehrere Sitzungen des Exekutivgremiums durchgeführt, in der die Kirchenfamilien sich über die Führung einigten. Der neue *Acting General Secretary*, Pater Dr. Michel Jalakh, ein maronitischer Theologe mit langjähriger Europa-Erfahrung, hat im MECC Rückhalt, so dass der Christenrat seine Bedeutung zurückgewinnt. Das EMW war als Mitglied der *Core Group* maßgeblich an dem Wiederaufbau dieser Organisation beteiligt, die auch und vor allem für die Protestanten im Mittleren Osten „alternativlos“ ist, da sie ohne MECC nicht repräsentiert wären. Innerhalb dieser ökumenischen Struktur kommen aber ihre Stärken – Organisationsfähigkeit, Bildungsbewusstsein und ihre Möglichkeiten, Plattformen zu bieten – zu voller Blüte.

Auch an anderen Orten sind „Blumen der Ökumene“ auf lokaler Ebene erblüht. Christenräte in der Golfregion, im Irak, und seit Februar 2013 auch in Ägypten übernehmen lokale und regionale Aufgaben; Beratungen mit dem MECC stehen noch aus.

Vergangenheitsbewältigung

Doch leider versperrt die permanente Beschäftigung mit dem Eigenen den Blick fürs Ganze. Man sucht Hilfe und Lösungen innerhalb der eigenen Kirche oder sucht höchstens bilaterale Unterstützung. Man trauert vergangenen Konstellationen nach, vor allem in Syrien und Irak, wo grausame Diktaturen den Christen positiv gegenüber gestanden, und sie bei ihren Bildungsaufga-

ben unterstützten, allerdings um den Preis, auf politische Einflussnahme verzichtet zu haben. Bei einer internationalen ökumenischen Konsultation in Genf, zeigte sich bei Gesprächen mit Christen aus dem Irak, dass ein Weg aus der Krise nur gefunden werden kann, wenn eine Trauerverarbeitung stattgefunden hat. „Man müsste den Menschen wochenlang zuhören und ihre Opferrolle ernst nehmen. Erst dann könnte man versuchen, wieder etwas Neues anzufangen“, sagte ein deutscher Teilnehmer. Doch keine Organisation fühlt sich im Stande, diese Trauerarbeit zu unterstützen. Selbst die Eingliederung der Assyrischen Kirche des Ostens, die unglaublicherweise immer noch von der Ökumene ausgeschlossen ist, wurde noch nicht vollzogen.

Humanitäre Katastrophe

Was sich zwischen dem Mittleren Osten und dem Horn von Afrika abspielt, ist nichts weniger als eine humanitäre Katastrophe: Die Lage der vor allem eritreischen Flüchtlinge wird von der internationalen Familie kaum beachtet. Wie Prof. Mirjam van Reisen von der niederländischen Universität Tilburg in ihrem Buch „*The Human Trafficking Cycle: Sinai and Beyond*“ aufdeckt, werden seit 2009 Flüchtlinge auf der Sinai-Halbinsel entführt, festgehalten und gefoltert. Ihre Verwandte zu Hause werden um ein Lösegeld erpresst und wer nicht ausgelöst wird, wird in die Sklaverei verkauft. Das EMW beleuchtete diese Verbrechen gemeinsam mit der „Kommission Frauen in der Mission“ während einer Tagung an der Missionsakademie in Hamburg, an der auch Prof. van Reisen anwesend war.

„Diese und andere schrecklichen Entwicklungen im Nahen Osten lassen den Beobachter, der relativ sicher in Europa lebt, sprachlos zurück“, konstatiert Dr. Owe Boersma. Aber er weist auch auf Positives: Die steigende Zahl der Gastarbeiter in den Golf-

staaten, von denen viele Christen sind, lassen die dortigen Gemeinden wachsen. Diese sehen sich nun bisher noch nie dagewesenen Herausforderungen gegenüber. Die Arbeiter aus Asien sind in der Golfregion ohne Rechte und die Gemeinden oft staatlicher Willkür ausgeliefert. Die Kirchen baten während einer evangelischen Konsultation in Kairo im September 2014 ihre europäischen Geschwister um Hilfe, doch deren Reaktion ist eher verhalten.

SAT7

Positiv wertet der EMW-Referent die Arbeit des christlichen Fernsehsenders SAT-7, ein Förderpartner des EMW. Die Verantwortlichen des Senders sind sehr eng mit den lokalen Kirchen in ihren Sendegebieten verbunden und spiegeln deren Anliegen und Sorgen in den Programmen. Themen, die die Menschen betreffen werden aufgegriffen, z.B. Ratgeber-Sendungen für Frauen- und Familienthemen. Die modernen christlichen Kinderprogramme sind beispielhaft in einer Region, wo kindgerechte Didaktik und Pädagogik in den Medien sonst nicht vorkommen.

Berichte aus manchen Regionen sprechen von einem neuen Interesse am christlichen Glauben. In Algerien seien Berber zum christlichen Glauben übergetreten. Tausende von Iranern haben sich von der verknöcherten schiitischen Elite abgewendet und aus eigenem Antrieb und ohne Zutun von außen zu dem „lieben Gott“ gefunden. Solche Berichte kommen nicht nur aus der Golf-Region, berichtet SAT-7, sondern auch aus Gegenden, in die Iraner emigriert seien. So ist von einer wachsenden lutherisch-iranischen Gemeinde in Kopenhagen in Dänemark die Rede. Auch in Deutschland sei die Zahl der Iraner, die um die Taufe gebeten haben, so angestiegen, dass die EKD sich in einem Buch zu Wort gemeldet hat. Darin erklärt sie, wie mit Asylbewerbern umzugehen sei, die

sich um die Taufe bemühen. Damit soll dem Generalverdacht entgegen getreten werden, dass Iraner sich durch ein Taufbegehren Aufenthaltsgenehmigungen erschleichen könnten. Aus Hannover hieß es, dass es sich in den bekannten Fällen um einen genuine Religionswechsel gehandelt habe.

Zuletzt noch ein anderes Hoffnungszeichen. In Verbund mit den französischen Kirchen und mit lokalen evangelischen Kirchen wird der Aufbau einer theologischen Ausbildungsstätte in Marokko vorangetrieben

Einander besser verstehen in Marokko

Bis vor einiger Zeit gingen nur weiße christliche Europäer in Marokkos Kirchen. Heutzutage zählen sich immer mehr afrikanische Christinnen und Christen zu den Gemeinden. Die meisten dieser

neuen Gemeindeglieder möchten eigentlich weiter nach Europa reisen, doch die Grenzen bleiben ihnen verschlossen. Hoffend, es doch noch „irgendwie“ zu schaffen, bleiben sie in dem nord-westafrikanischen Staat und schließen sich den Kirchen an, die sich als einzige Organisationen der Zivilgesellschaft für die Flüchtlinge einsetzen und sich um sie kümmern.

In Marokkos einziger theologischer Ausbildungsstätte für evangelische und katholische Theologie hat man auf die Anwesenheit hochmotivierter junger Leute reagiert: Obwohl sie völlig mittellos sind, können sie sich an der Hochschule einschreiben und studieren. Manche der Afrikaner waren bereits in ihrer Heimat Gemeindeleiter oder Prediger und bilden sich im Al Mowafaqa Institut für Ökumenische Theologie weiter. Einige der Studenten planen nach erfolgtem Abschluss in ihre Heimat zurückzukehren, statt nach Europa aus-

zuwandern und dort in ihren Kirchen mitzuarbeiten.

In Marokko, einem muslimischen Land ohne Religionsfreiheit, wo es kein Recht gibt, die Religion zu wechseln, ist das Leben der Christinnen und Christen nie leicht und unklare politische Anordnungen und Entwicklungen verunsichern die Menschen. Das ökumenische Al Mowafaqa Institut – dessen Name so viel bedeutet wie: „einander besser verstehen, indem man einander dient“ – setzt sich auch für den Dialog der Religionen ein. Da die Regierung dem Institut, das für die evangelischen Abschlüsse mit der Universität Straßburg und für die katholischen Abschlüsse mit der Universität Paris zusammenarbeitet, gewogen scheint, könnte es sein, dass auch marokkanische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger dort eines Tages studieren können.

Neustart im Nahen Osten

Der MECC gewinnt das Vertrauen seiner Geldgeber zurück

Vor sechs Jahren war der Middle East Council of Churches (MECC) bereits totgesagt. Wegen anhaltender Misswirtschaft hatten sich alle westlichen Geldgeber zurückgezogen. Mit schlankeren Strukturen und einem neuen Profil gilt der Kirchenrat bei westlichen Hilfswerken seit kurzem wieder als förderungswürdig. An der Wiederbelebung war das Evangelische Missionswerk Deutschland (EMW) maßgeblich beteiligt.

Gute Nachrichten aus der nahöstlichen Ökumene haben Seltenheitswert. Wer sich ein bisschen

bei den Geschwistern im Orient auskennt, weiß wie dünn das Eis der kirchlichen Zusammenarbeit dort sein kann. In den letzten Jahren war ausgerechnet der MECC dafür das beste Beispiel. Über Jahre hin hatten die großen Mitgliedskirchen den regionalen Kirchenrat eher stiefmütterlich behandelt. Jeder war sich selbst der nächste und pflegte seine eigenen Kontakte im In- und Ausland unabhängig von den anderen Nahost-Kirchen. Bei den westlichen Partnern hinterließ dies kein gutes Bild. Sie hätten aus pragmatischen und ideellen Gründen gerne mehr Ökumene in diesem Teil der Welt gesehen.

Der MECC spürte das nahöstliche Desinteresse an Ökumene

vor allem an den spärlichen Beiträgen seiner 27 Mitgliedskirchen. Nur drei Prozent seines Gesamtbudgets kamen aus den eigenen Reihen. Den großen Rest zahlten westliche Hilfswerke und Partnerkirchen. Als dann aber die MECC-Geschäftsstelle in Beirut nicht einmal mehr transparente Abrechnungen vorlegen konnte und herauskam, dass der Kirchenrat zum einen über Jahre hin keine Sozialversicherungsbeiträge für seine Teilzeitangestellten eingezahlt hatte, zum anderen zweckbestimmte Zuweisungen für andere Zwecke verwendet hatte, zog sich ein Partner nach dem anderen zurück. Ende 2009 war der regionale Kirchenrat zahlungsunfähig und musste seine 25 Angestellten

entlassen. Zurück blieb ein Schuldenberg von rund zwei Millionen US-Dollar.

Zurück blieben aber auch ein paar überzeugte Kämpfer für die nahöstliche Ökumene, wie zum Beispiel Habib Badr, der Leitende Pfarrer der Nationalen Evangelischen Kirche in Beirut oder Mitri Raheb, lutherischer Pfarrer aus Bethlehem. Als Minderheit in der Minderheit haben die evangelischen Kirchen im Nahen Osten traditionell das größte Interesse an ökumenischer Zusammenarbeit. Sie wissen, dass ihre Stimme im Konzert mit den anderen Kirchen eher zum Tragen kommt, als wenn sie als einsame Solisten auftreten.

Zusammen mit einigen Partnern aus dem Westen setzten sie sich auf eigene Kosten in den vergangenen Jahren immer wieder zusammen, um neue, schlankere Strukturen zu erarbeiten und klare Managementregeln mit entsprechenden Kontrollmechanismen festzulegen. Außerdem musste ein realistischer Tilgungsplan für den großen Schuldenberg aufgestellt werden. Dabei half, dass die libanesische Sozialversicherung nach langen Verhandlungen sich schließlich bereit erklärte, auf die Mahngebühren von mehreren hundert Tausend Dollar für die fehlenden Beiträge zu verzichten.

Die Neuaufstellung des nahöstlichen Kirchenrats ist offenbar gelungen. Owe Boersma, Nahostreferent beim EMW, hält den neuen MECC jedenfalls für zukunftsfähig. Boersma hat als einer der wenigen westlichen Vertreter den Kirchenrat in den vergangenen Jahren bei seinen Umstrukturierungsdiskussionen begleitet. „Als Missionswerk war uns wichtig, dass wir die Beziehungen zu den Kirchen im Nahen Osten halten, egal wie groß die finanziellen Probleme sind“, sagt er. Insbesondere seit Beginn der Arabellion sei es immer drängender geworden, mit den Partnern gemeinsam nach Wegen zu suchen, wie sie wieder mit einer Stimme sprechen können.

„Es ist erfreulich, dass sich die 27 Mitgliedskirchen jetzt wesentlich stärker mit dem MECC identifizieren als dies bis 2009 noch der Fall war.“ Zur Tilgung des Schuldenbergs hätten die nahöstlichen Kirchen bereits 800.000 US-Dollar beigesteuert. Und künftig wollen sie sich auch stärker an der Finanzierung des MECC beteiligen.

Das finanzielle Eigenengagement und die neuen Strukturen kamen bei den westlichen Geldgebern gut an. Ein offizieller Bittbrief des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) in Genf brachte Anfang November 2014 das Eis zwischen dem MECC und den westlichen Geldgebern vollends zum Schmelzen. Der MECC habe einen erstaunlichen und vielversprechenden Umstrukturierungsprozess durchlaufen und volle Transparenz zugesagt, schreibt der ÖRK-Generalsekretär Olav Fykse Tveit in ungewöhnlicher Offenheit. „Die Kirchen im Nahen Osten erleben gerade schwere Zeiten. Noch nie war der MECC als ein ökumenisches und einigendes Forum so wichtig wie jetzt.“

Der Brief verfehlte seine Wirkung nicht. Seit Ende vergangenen Jahres jedenfalls trudeln bei Michel Jalakh, dem neuen MECC-Generalsekretär, wieder Finanzierungszusagen aus aller Welt ein, darunter auch von Brot für die Welt/Evangelischer Entwicklungsdienst. Das deutsche Hilfswerk hat dem Kirchenrat unlängst 90.000 Euro für den Doppelhaushalt 2014/2015 bewilligt. „Wir haben die Förderung mit der Auflage versehen, dass der Konsolidierungsprozess im Management mit sichtbaren Ergebnissen vorangetrieben wird, sind aber zuversichtlich, dass der Neuanfang gelingen kann“, sagt Ilonka Boltze, die bei Brot für die Welt das Referat Naher Osten, Süd-Kaukasus, Zentralasien leitet. „Unser lokaler Berater, der auch mit anderen Partnerorganisationen in der Region an Fragen wie Management und Transparenz arbeitet, wird den MECC dabei unterstützen“, sagt Boltze.

Die nächsten zwei Jahre werden für den MECC entscheidend sein. Das sehr viel kleinere Team muss nun zeigen, dass es verantwortlich mit den Geldern umgeht. Außerdem muss es den Kirchenrat zu einer funktionierenden ökumenischen Plattform machen, die alle nahöstlichen Kirchenleitungen an einen Tisch bringt und nach gemeinsamen Nennern sucht. Das wird nicht leicht werden. Denn nirgends auf der Welt gibt es so viele unterschiedliche Kirchentraditionen und Denominationen wie im Nahen Osten.

Ein besonderes Augenmerk wird der neue Generalsekretär auf die ägyptischen Geschwister legen müssen. Sie stellen mit rund zehn Millionen zwei Drittel der insgesamt etwa 15 Millionen Christen im Nahen Osten. Ohne die koptisch-orthodoxe Kirche wäre der MECC nur eine halbherzige Angelegenheit. Erschwerend kommt hinzu, dass die Christen am Nil die Zeit, in der der MECC de facto nicht mehr handlungsfähig war, dazu genutzt haben, einen eigenen nationalen Kirchenrat zu gründen. Und der funktioniert seit zwei Jahren sehr gut, ohne auch nur einen Cent Unterstützung aus dem Ausland zu bekommen. Bleibt also zu hoffen, dass der maronitische Mönch Michel Jalakh zum koptisch-orthodoxen Papst Tawadros II. dauerhaft einen guten Kontakt aufbauen kann und sich die nahöstlichen Kirchenführer am Ägyptischen Kirchenrat ein Beispiel nehmen. Dessen Gründung und Wirken ist nämlich ebenfalls eine dieser seltenen, guten Nachrichten aus der Ökumene im Nahen Osten.

*Katja Dorothea Buck
Dieser Text erschien in
EineWelt 1/2015*

Weiter bewundern und staunen dürfen

Eigentlich ist es unvorstellbar und doch muss angesichts der aktuellen Entwicklungen im Nahen Osten ein Gedanke zu Ende gedacht werden: Was würden wir Christen im Westen eigentlich verlieren, wenn tatsächlich – wie immer wieder zu hören ist – eines Tages die christliche Tradition im Nahen Osten abreißen würde? Vermutlich würden viele in Europa gar nicht realisieren, welche Tragik das für uns alle darstellen würde. Die breite Masse hält die Region ja sowieso für die Weltgegend, in der nur arabische Muslime leben.

Die Vielfalt der Völker und Kulturen hat den arabischen Raum aber über Jahrtausende geprägt. Würde die Gesellschaft im Nahen Osten aber tatsächlich nur noch aus Muslimen bestehen, dann wäre auch das Gespür für ein gutes Zusammenleben, für die gegenseitige Bereicherung für immer verloren. Die Christen würden nicht mehr die Gesellschaft, die Kultur und die Politik des Nahen Osten mitgestalten. Die Erinnerung daran, dass sie zum Beispiel Anfang des 20. Jahrhunderts zusammen mit anderen den Traum eines selbstbewussten, arabischen Nationalismus träumten, würde vollends verblasen.

Ohne die nahöstlichen Christen würden die Orte, an denen das Christentum entstand, nur noch Museen. So unvorstellbar ist das gar nicht: In der Türkei ist es bereits der Fall. Orte, die das Christentum insgesamt geprägt haben, sind nur noch Grabsteine einer spirituellen Vergangenheit, Museen ohne Menschen und Leben. Genau so würde es mit der Erinnerung an die ersten Einsiedler und Klostergemeinschaften in der Geschichte des Christentums gehen: Wir würden vergessen, wie das christliche

Mönchtum in der Wüste von Syrien und Ägypten entstanden ist.

Und was würde ich persönlich vermissen, wenn der letzte Christ aus dem Libanon geflohen ist und die Türen der Grabeskirche in Jerusalem und der Geburtskirche in Bethlehem für immer geschlossen werden? Das ist völlig unvorstellbar! Und doch ist es in Mosul schon passiert, in Basra, in Bagdad, und fast auch schon in Homs, Aleppo und Damaskus. Ich habe einige Jahre in Ägypten gelebt und gearbeitet. Auch dort würde ich so viel vermissen, wenn es am Nil keine Christen mehr gäbe. Mir würde die koptisch-orthodoxe Kirche fehlen mit ihrer tiefen Frömmigkeit, die auf mich so fremd wirkt. Ich könnte mich nicht mehr so heilsam reiben an dem Märtyrer-Selbstverständnis dieser 2000 Jahre alten Kirche. Mir würde diese tief-menschliche Verwurzelung der Kopten mit dem Nil, dem Land und den Menschen fehlen. Ich möchte mir nicht vorstellen, dass ich eines Tages nicht mehr mit koptischen Gläubigen gemeinsam staunen kann beim heiligen Baum in Zeitun, wo die heilige Familie Wunder geschehen ließ. Ich will mich auch weiterhin auf ein Klappstühlchen neben der Kirche in Assiut setzen können und mit Menschen darüber ins Gespräch kommen, wie sich denn nun genau Maria beim Kirchturm offenbart hat.

Ich will auch weiterhin in Gemeinden gehen können, die nicht größer sind als Hausgemeinden und trotzdem mit Beharrlichkeit ein Gesundheitszentrum für Arme und eine voll ausgebaute Sekundarschule betreiben, auf die fast nur muslimische Studierende gehen. Oder die kleine Kirche besuchen, die voll und ganz auf die

Ausbildung der jungen Generation setzt und die nicht aufgibt, obwohl die jungen Leute, wenn sie einmal ausgebildet sind, sobald wie möglich auswandern. Auch die Spannungen, die verständlicherweise zwischen der Diaspora und denen bestehen, die trotz allem bleiben, würden fehlen. Ich möchte weiterhin in Demut staunen können über Menschen, die ständig unter einer Diktatur leben und trotzdem aus dem Evangelium Mut schöpfen und Gemeinschaft stiften.

Wenn das Christentum im Nahen Osten eines Tages wirklich zu Ende ginge, würde für mich als westlichen Christen die schwierige, aber sehr wichtige Auseinandersetzung mit einer Tradition wegfallen, die mir einerseits so fremd ist, andererseits aber so authentisch auf mich wirkt. Diese Auseinandersetzung zwingt mich zu der Frage, wie weit ich mich von dieser Tradition entfernt habe und was ich auf diesem Weg verloren habe. Unbewusst wird im Westen gerne angenommen, dass die eigene Art zu glauben die einzig Richtige ist. Das nahöstliche Christentum, das so selbstbewusst und authentisch seinen Glauben lebt, stellt diese enge Selbstwahrnehmung immer wieder heilsam in Frage. Und das brauchen wir.

Owe Boersma ist Nahost- und Afrika-Referent im Evangelischen Missionswerk Deutschland (EMW).

Dieser Text erschien im Schneller-Magazin 1/2015

Ausharren im Kriegsgebiet

Schulunterricht im Kriegsgebiet? Das geht – in Aleppo muss das gehen. Die presbyterianische Gemeinde hat ihre vor zwei Jahren beschädigte und geplünderte Schule wieder geöffnet.

„In diesen Tagen Pfarrer zu sein, hat wenig mit Predigen zu tun“, sagt Pfarrer Ibrahim Nasir am Telefon. Nach Mörserangriffen bringe er verwundete Gemeindeglieder ins Krankenhaus oder suche eine Unterkunft für Menschen, deren Häuser zerstört wurden. „Seit fünf Monaten gibt es kein Internet mehr. Der Strom fällt ständig aus und Mitte Juni ist auch noch die Trinkwasserversorgung zusammengebrochen. Viele Menschen laufen mit leeren Kanistern durch die Strassen auf der Suche nach etwas zu trinken“, erzählt er.

In Aleppo kämpfen seit Ende 2012 Regierungs- und Rebellenstruppen um die Vorherrschaft. Die Regierung kontrolliert den Westen der nordsyrischen Stadt, im Osten haben sich die Rebellen festgesetzt. Immer wieder startet die eine oder andere Seite eine Offensive. Jeden Tag fallen Bomben. Jeden Tag gibt es Tote. Drei Viertel der einst 500 Mitglieder der Presbyterianischen Gemeinde haben die Stadt bereits verlassen, sind in westliche Länder oder andere Teile Syriens geflohen. Gottesdienst kann die kleine Gemeinde nur noch im fünften Stock eines Wohnblocks feiern. Gleich zu Beginn der Kämpfe im November 2012 wurde die historische Evangelisch-Arabische Kirche in der Altstadt zerbombt. Am gleichen Tag traf es auch die Umayyaden-Moschee.

Nasir lebt nach wie vor mit seiner Frau und seinen drei Kindern im Alter von acht bis 13 Jahren in Aleppo. Mittlerweile kämen die Kinder jede Nacht aus Angst vor

den Bomben zu den Eltern ins Bett und flehten ihn an, dass sie die Stadt endlich verlassen. Den Pfarrer schmerzt dies besonders, denn er fragt sich, was die verbliebenen Menschen seiner Gemeinde ohne ihn machen würden. „Als Kirche sind wir verpflichtet, mit den Leidenden mitzuleiden. Wir können sie trösten, indem wir mit ihnen leben und leiden.“

Herzstück der Gemeinde ist seit jeher die An-Nash' al-Jadeed-Schule. Nachdem Rebellen Ende 2012 das Gebäude beschossen, die Einrichtung mitgenommen und die Schulbusse zerstört hatten, musste die Schule schließen. Im Sommer letzten Jahres wurde sie aber wieder eröffnet. Jeder Finanzmensch hätte davon abgeraten, denn die Schule sitzt auf einem grossen Schuldenberg. Die Schülerzahlen waren aufgrund der wachsenden Konkurrenz durch islamische Privatschulen drastisch gesunken und damit auch die Einnahmen. Hinzu kommen noch Mietschulden in sechsstelliger US-Dollar-Höhe. Finanztechnisch gesehen ist die Schule ein hoffnungsloser Fall.

Seit Herbst kommen aber wieder 535 Schülerinnen und Schüler zum Unterricht. 99 Prozent von ihnen sind Muslime. Und genau die gilt es zu erreichen. Seit ihrer Gründung vor vielen Jahren verfolgt die Schule das Ziel, „eine gebildete, nicht-extremistische Gesellschaft aufzubauen, eine Generation mit weitem Horizont heranzuziehen, die den anderen akzeptiert.“ Das ist genau das, was Syrien heute dringender denn je braucht.

*Katja Dorothea Buck
(aus EineWelt, Heft 3-2015)*